

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Theinert, A.: Das Kartenorakel

urn:nbn:de:bsz:31-62031

„Ich höre einen Schlitten,“ sagte der alte Freiherr. Er trat vom Teetisch weg und stellte sich an das Fenster, von dem aus er in den Hof und über das Tor hinweg beträchtlich ins Weite sehen konnte.

Schon hatten auch die Leute auf dem Hof den Schlitten bemerkt; es war einer von ihnen zugeprungen, um das Tor zu öffnen. Langsam tat es sich auf, und die beiden schweren Flügel versanken rechts und links tief im Schnee.

Ein Schlitten fuhr in den Hof, mit drei Pferden bespannt.

„Was soll denn das sein?“ fragte der Gutsherr.

Der Schlitten fuhr vor der Freitreppe vor. Ein Mann, der vorn neben dem Kutscher gesessen, stieg langsam und schwerfällig ab. Er sah beinahe aus wie ein Soldat; er war aber so verschneit, daß man ihn nicht deutlich erkennen konnte.

Im Schlitten selbst sah niemand, dagegen lag quer über dem Sitz ein großes ungefüges Etwas, das aber auch so mit Schnee bedeckt war, daß es nicht zu erkennen war.

Von seltsamen Ahnungen gepackt, waren auch die



„Ich bringe den jungen Herrn Baron wieder ...“

Baronin und deren Gesellschafterin vom Tische aufgestanden.

Im Hausflur hörte man einen Mann herb mit den Füßen stampfen, um sich den Schnee davon abzuschütteln. Von allen Seiten war das Gesinde herzugekommen, Licht wurde gebracht.

Der Mann vom Schlitten stand in der offenen Haustür; er stand jetzt still und starr, als siele es ihn schwer, weiter hereinzutreten.

„Der Herr Verwalter!“ sagte einer aus dem Gesinde, das sich herzugedrängt hatte, und gleich wurde es weitergegeben. „Der Verwalter ist wieder da!“ so schallte es von mehreren Stimmen zugleich durch

den Flur. Die Tür zum Speisezimmer öffnete sich, und die Gutsherrschaft erschien.

Noch immer verharrte der Mann an der Tür regungslos — in tiefem Schweigen. Auch alle anderen schwiegen jetzt, wie erstarrt, wie gelähmt von einem Schreck, von dem sie noch nichts Bestimmtes wußten, den sie nur ahnten . . .

Langsam trat da endlich der Freiherr auf den Mann zu, und jetzt nahm dieser die Mühe ab — es war wirklich der Verwalter.

„Was bringen Sie?“ fragte der Freiherr, und es war, als wollte er ihn damit in grober Weise an herrschen. Ehe der Mann aber noch antworten konnte, war die Baronin herzugestürzt. Sie sagte und fragte nichts, sie schaute nur verzweiflungsvoll drein, und in ihren entsehten Augen stand dieselbe Frage: „Was bringen Sie?“

„Ich bringe,“ war die Antwort — heiser und hohl, als käme sie aus einem Grabe — „den jungen Herrn Baron wieder . . .“

Damit wies er durch die offene Tür in den Hof hinaus und auf den Schlitten. Hier hoben die Leute eben einen Sarg ab . . .

Tief erschüttert stand alles . . .

Der Braune aber, der als Dritter mit eingespannt war, wieherte laut, daß er wieder daheim war.

„ . . . und den Braunen,“ fuhr der Verwalter mit erschütterter Stimme fort, „wie ich es versprochen . . .“

Das Kartenorakel.

Von A. Theinert.

„Aber denken Sie doch!“ beharrte der Leutnant. „Dreimal nacheinander haben die Karten gleich gelegen; da muß es ja eintreffen! — Die Coeurdame in der Mitte der obersten Reihe, rechts daneber der Treffkönig und links die Piklieben. — Das Schicksal will mir eine Heldin zur Frau bescheren, mir, dem Amazonen immer ein Greuel gewesen sind.“ Er seufzte.

Ich lachte ihn aus, er aber konnte sich nicht freimachen von dem Eindruck, den der Volkspruch der Karten hinterlassen hatte. Der Aberglaube wurzelt tief in den Gemüthern der Slawen.

Den Leutnant Alexis Popoff hatte ich in Katorinograd kennen gelernt und mich als Schlachthunmler einer Expedition angeschlossen, in der jenem eine Rolle zugewiesen war.

An einem prächtigen Oktobernachmittage marschirten wir, der Leutnant, ich und fünfzehn Soldaten, im oberen Terekale südwärts dem Hochgebirge zu. Der Sergeant der kleinen Truppe, ein Veteran mit dem Georgskreuz auf der Brust, ein Mann von heroischem Körperbau, sang ein schwermüthiges Lied, in das nach jeder Strophe seine Leute mit langgezogenem „Ay-tuli-tuli“ einfielen. Die Schatten der Vorberge schwebten höher und höher von den breiten Flanken des Kasbel, dessen aus düstergrünem Waldmeer auftauchendes, schneebekapptes Gipfelmassiv, von der Sonne

noch voll bestrahlt, leuchtend und glühend sich abhob vom tiefblauen Hintergrunde des Himmelsgewölbes.

Die Bevölkerung eines Tscherkessenauls war wegen irgendeiner mißliebigen Regierungsmaßregel unbotmäßig geworden, und Popoff's Kompagnie sollte in dem rebellischen Distrikt die Ruhe wiederherstellen. Die Order des Leutnants lautete dahin, das auf der Kammhöhe der nördlichen Hügelkette gelegene Haus des pensionierten Obersten Orscha zu besetzen und diesen, einen vielbegangenen Paß beherrschenden Posten gegen etwaige Angreifer solange zu halten, bis der Hauptmann mit dem Gros der Kompagnie einen geplanten Umgehungsmanöver ausgeführt haben würde. Am Fuße des Abhanges machten wir halt. Popoff, erst jüngst nach dem Kaukasus versetzt, kannte die Gegend nicht, der Sergeant aber war gut orientiert, er hatte da herum in früheren Jahren schon in manchem Scharmützel mit den Tscherkessen sich herumgeschlagen.

„Wo weiter, Pavel?“ fragte ihn der Leutnant. „Dort hinein, Euer Hochwohlgeboren,“ antwortete der Riese, auf einen Wegweisend, der aus dem Tannenwalde zu unserer Rechten in die große Heerstraße mündete.

„Komm und nimm die Führung!“ Der Sergeant gesellte sich zu uns beiden, die Mannschaft folgte in geschlossener Doppelreihe.

Zum Sprechen aufgefordert, wußte Pavel viel zu erzählen von Land und Leuten, von Razzias und Gefechten. Mit heller Begeisterung berichtete er von den Taten des Obersten Orscha, unter dem er gedient hatte, bis dieser durch eine schwere, die Amputation des linken Fußes im Gefolge habende Verwundung genötigt worden war, in den Ruhestand zu treten.

„Und der Apfel fällt nicht weit vom Stamm,“ plauderte der Sergeant weiter; „des Obersten Tochter, Barwara Petrowna, ist ein prächtiges Mädchen, groß und stark und kühn wie eine Löwin. Euer Hochwohlgeboren werden sie ja sehen heute abend. Eine Heldin ist sie, eine wahrhaftige Heldin.“

Der Leutnant und ich wechselten einen Blick. Sollten die Karten richtig prophezeit haben?

Halbstündiges Steigen brachte uns zu Oberst Orscha's Besitzung. Auf einem etwa sechs Morgen großen, ins südliche Tal vorspringenden Plateau stand das einstöckige, aus Bruchsteinen erbaute weiße Haus mit flachem Schindeldache, inmitten von Rasenflächen, Blumenrabatten und Gemüsepflanzungen, das Ganze nach Norden zu durch eine von Abgrund zu Abgrund reichende, etwa vier Fuß hohe Mauer abgeschlossen. Einen Steinwurf vom Hause weg sprudelte aus dem Miesboden eine starke Quelle, deren kristallklares Wasser als murmelnder Bach dem Ostrande des Plateaus zueilte und von dort in einer Reihe von Kasladen plätschernd und rauschend in die Tiefe stürzte.

Die Pforte in der Grenzmauer stand offen, wir traten ein und schritten auf dem weichen Rasenteppich geräuschlos dem Hause zu.

Jenseits des Baches, mit dem Rücken uns zugekehrt, war eine zierliche, in Weiß gekleidete weibliche Gestalt, mit einem breitrandigen Strohhut auf blonden Locken, damit beschäftigt, einem sie umtrippelnden und umschwirrenden Taubenvolke Futter zu streuen. Ueberrascht wandte die junge Dame sich um, als unsere Tritte auf der kleinen, den Bach überspannenden Brücke laut wurden.

Der Leutnant salutierte. „Entschuldigen Sie den Ueberfall,“ sagte er. „Habe ich die Ehre, Fräulein Orscha zu begrüßen?“



Eine zierliche, in Weiß gekleidete Gestalt war damit beschäftigt, dem Taubenvolke Futter zu streuen.

„Nein. Barwara Petrowna ist meine Kusine. — Aber warum kommen die Soldaten zu uns?“

„Ihr Heim zu schützen, mein Fräulein. Den Tscherkessen im Tale da unten ist nicht zu trauen, sie haben Böses im Sinn.“

„Gehen Sie, bitte, ins Haus; eine Rebellenbande kann jeden Augenblick aus dem Walde brechen zu einem Handstreich.“

Das Mädchen huschte davon, leichtfüßig wie eine Gazelle, und im Rahmen der Haustüre erschien eine andere junge Dame, eine brünette Schönheit, mit edel geschnittenem Gesicht und junonischer Figur. Mit selbstbewusster Ruhe kam sie uns entgegen und ließ sich, nach Austausch der formellen Begrüßung, von Popoff die Sachlage erklären. Ihr machte das Bernommene keine Angst, sie nickte nur, anscheinend sehr befriedigt, und winkte einem im Hintergrunde stehenden Diener heran.

„Peter,“ befahl sie, „führe die Soldaten in die Küche und sieh zu, daß ordentlich für sie gesorgt wird. Sie, meine Herren,“ sich Popoff und mir zuwendend, „bitte ich, mir zu folgen; dem Obersten, meinem Vater, wird es ein Vergnügen sein, unser Haus unter Ihr Kommando zu stellen, Herr Leutnant.“

Die letzte halbe Stunde des langsam schwindenden Tageslichtes benutzten wir zu allerlei Vorbereitungen: die ins Freie führenden Türen wurden bis auf eine verbarrikadiert, die weiten Fensteröffnungen mit Matratzen und Kissen in enge Schießscharten umgewandelt und an der das Plateau abschließenden Mauer ein Doppelposten aufgestellt.

Während des Nachteßens machte uns der Oberst mit der Genealogie seines Geschlechtes bekannt: er stammte in direkter Linie von dem Bojaren Orscha

ab, der unter Zwan dem Schrecklichen eine hervor-
ragende Rolle gespielt hatte, und dessen Nachkommen
bis zur Gegenwart immer Kriegsmänner, Soldaten
des Zaren, gewesen waren. Die beiden Söhne des
Obersten standen als Leutnants in Mostau; seine
Frau war vor ein paar Jahren gestorben.

Als wir drei Herren bei Wein und Zigarren eine
Weile allein beisammen saßen, erfuhr ich auch die
Geschichte der niedlichen Blondine, die wir bei unserem
Kommen am Bachufer überrascht hatten.

Sophia Seminowna oder Sonia, wie sie in der
Familie genannt wurde, war eine Nichte des Obersten,
die Tochter eines jüngeren Bruders, der in Peters-
burg als Gardeoffizier eine hübsche Soubrette ge-
heiratet und infolgedessen
den Abschied hatte nehmen
müssen. Beim Ausbruch
des letzten russisch-türkischen
Krieges war er als
Freiwilliger in die Armee
zurückgetreten und am
Schiapapaß gefallen. Die
junge Witwe hatte sich der
Bühne wieder zugewendet
und schlecht und recht für
sich und ihre Tochter ge-
sorgt, ohne die Verwandten
ihres Mannes um

Unterstützung anzu-
sprechen. Nach ein paar
Jahren war auch sie ge-
storben, und die Waise
von dem Obersten in sein
fantastisches Heim geholt
worden. Dort wuchs sie
auf wie eine schmiegsame
Birke unter wetterharten
Lannen.

„Sonia ist ein gutes
Kind, ich habe sie lieb wie
meine eigene Tochter, aber
eine Drija ist sie nicht,
in ihren Aderu stießt Milch
anstatt Blut,“ schloß der
Oberst mit einem bedauernden Achselzucken.

Sobald wir ausgeruht hatten, gesellten wir uns
zu den Damen im Salon. Eine Weile wurde ge-
plaudert, dann forderte der Onkel seine Nichte auf,
zu musizieren.

Mit hübscher, gut gesulter Stimme sang das
Mädchen zwei jener melancholischen Lieder, die in
den Steppen der Ukraine wurzeln, und spielte die
Begleitung dazu auf der im Schoß gehaltenen Zither.
Als sie eben ein drittes Lied beginnen wollte, huschte
eine Maus durchs Zimmer.

Mit lautem Aufschrei ließ die Sängerin die Zither
auf den Boden gleiten und sprang auf ihren Stuhl. Die
am Kamin in träger Beichaulichkeit schnurrende Katze
spitzte die Ohren, die Maus aber verschwand hinter
einer der langen Gardinen.

„Du Hasenfuß!“ schalt Barwara. „Wie kann
man sich vor einer Maus fürchten! — Hier, Mijscha!“
Sie schüttelte die Gardine, die Maus fiel herunter
und wurde von der Katze erhascht.

„O Mijscha! — Du abscheuliche, graujame Mijscha!“
schluchzte Sonia, die jetzt das Mäuslein bemitleidete,
vor dem sie eben erst eine solche Angst befundet hatte.
„Hör auf, Mädchel!“ brummte der Onkel. „Du
machst dich ja lächerlich vor unseren Gästen.“

Wie ein gescholtenes und schmollendes Kind rannte
die junge Dame aus dem Zimmer und ließ sich den
ganzen Abend über nicht mehr blicken.

Die Nacht ging vorüber ohne Alarm, am Morgen
aber waren wir zeitig auf den Beinen. Die Posten



Mit hübscher Stimme sang das Mädchen zwei jener melancholischen Lieder.

hatten bei Tagesgrauen
Tischerkessen im Tale
herumschleichen sehen.

Das Drihasche Haus
stand, wie schon erwähnt
auf einem mit schier senk-
rechten Felswänden und
Tal voripringenden Pla-
teau und konnte nur von
der Seite, wo dieses an
den Hügelkamm sich lehnte,
angegriffen werden. An
jedes der dorthin weisenden
Fenster wurden zwei Sol-
daten postiert, der Leutnant
und ich, mit Gewehren aus
dem Waffenschranke
Obersten in den Händen
nahmen Stellung hinter
der die Fronttüre
den Barricade.

Gegen zehn Uhr fiel der
erste Schuß. Der Feind
hatte die Passhöhe erstiegen
sich jenseits der Garten-
mauer am Waldbrande ein-
genistet und unterbielt
von dort aus ein unregel-
mäßiges Feuer. Eine halbe
Stunde wurde hin und

her geschossen ohne ersichtliches Resultat. Beide Par-
teien hatten gute Deckung und gaben sich keine Mühen.

So kam die Zeit heran in der man für gewöhnlich
ans zweite Frühstück denkt, und auch unter den ab-
wandelnden Umständen sollten wir's nicht missen. Ge-
folgt von zwei Mägden, die große Schüsseln und einen
Stoß Teller trugen, erschienen die beiden Küchinnen im
unserer Mitte und reichten den Verteidigern frisch ge-
bratene, noch rauchende Hammelskotelette.

Gerade als Sonia einen gefüllten Teller neben
einer Schießscharte aufstellen wollte, schlug dort eine
Kugel durch und streifte ganz leicht den Handrücken
der jungen Dame. Hell aufschreiend ließ sie den
Teller fallen und wurde von der ihre kaltblütige
Ruhe keinen Augenblick verlierenden Barwara hin-
ausgeführt.

Da zur Herrichtung der provisorischen Schießscharten allerlei leicht entzündliches Material Verwendung gefunden hatte, mußte mit der Möglichkeit eines Brandausbruches gerechnet werden, und Popoff hatte daher angeordnet, daß alles im Hause vorhandene Wasser in Eimer gefüllt und der Vorrat hinter unserer Schützenlinie aufgestellt werden sollte.

Es zeigte sich bald, daß diese Vorsicht keine überflüssige gewesen.

Nach etlichen rasch hintereinander durch die gleiche Luke abgegebenen Schüssen flog ein dort eingebautes Polster Feuer, dessen Flammen sich nach außen verbreiteten und das überhängende Dach bedrohten.

Rasch entschlossen stieß Sergeant Pavel das brennende Zeug hinaus, sprang in die Oeffnung und machte sich mit den ihm gereichten Eimern an die Löscharbeit. Er wurde des Feuers Herr, stürzte aber, ehe er sich in Sicherheit bringen konnte, von einer Kugel getroffen, mit dumpfem Aufschlag von der Fensterbrüstung auf die Dielen herunter.

Wir trugen den Verwundeten in einen sicheren Winkel und beteteten ihn dort auf eine Matratze. Die Kugel hatte die rechte Lunge durchbohrt; bei jedem gurgelnden Atemzuge quoll Blut über die Lippen des Mannes.

Auf den Lärm hin waren die beiden Damen wieder zu uns hereingekommen, die jüngere mit verbundener Hand. Neben dem Lager des unverkennbar Sterbenden niederknieend, brach sie in lautes Schluchzen aus; Barbara aber nahm das Gewehr des Sergeanten und stellte sich an den von diesem bisher behaupteten Posten.

Stammend und bewundernd schauten die Soldaten die Tochter des Obersten an, die das Gewehr handhabte wie ein Mann und mit keiner Wimper zuckte, wenn dicht neben ihr eine Kugel einschlug.

„Wasser! — Wasser!“ röchelte der Verwundete, aber Wasser war keins im Hause, der letzte Tropfen beim Feuerlöschchen verbraucht worden. Ueber den offenen Platz zwischen Haus und Quelle zu laufen und aus dieser zu schöpfen, wäre für den, der das versucht hätte, wahrscheinlich sicherer Tod und das Opfer umsonst gebracht gewesen. Keiner der Soldaten wollte das Wagnis unternehmen; zu helfen war dem Sterbenden ja doch nicht mehr.

Da stand Sonia auf, und ehe wir's verhindern konnten, war sie draußen im Freien und mit einem Eimer auf dem Wege zur Quelle. Ein paar Kugeln fürchten den Nasen zu ihren Füßen, dann aber verstummte plötzlich das feindliche Gewehrfeuer. Aus dem Walde heraus trat ein Tscherkesse, schwang sich auf die Gartenmauer und schwenkte ein weißes Tuch.

Leutnant Popoff kommandierte: „Hahn in Ruh!“

„Das ist Arrack!“ rief Oberst Orschak; „den kenne ich. Ferras, sein Vater, ist der Häuptling des rebellischen Kuls.“

Der Tscherkesse sprang in den Garten, und bei der Quelle trafen er und Sonia zusammen. Worte wurden gewechselt, die wir nicht verstehen konnten, dann schöpfte der Mann den Eimer voll und trug

ihn, dem Mädchen zur Seite schreitend, bis zum Hause. Hier nahm ihn Sonia, brachte das Wasser herein und labte den Verschmachtenden.

Arrack trat dicht an eines der Fenster und fragte: „Wer kommandiert hier?“

Der Leutnant zeigte sich in der Oeffnung und die beiden Männer salutierten.

„Der Heldensinn und der Opfermut der jungen Dame haben uns entwaffnet,“ erklärte der Tscherkesse; „dem Hause, in dem sie weilt, mag ich nicht länger als Angreifer gegenüberstehen. Im Tale da hinten treffen wir Feinde, mit denen wollen wir uns messen.“

Damit machte er kehrt, durchschritt den Garten und sprang über die Mauer. Er zog mit seinen Leuten ab, die Belagerung war aufgehoben.

Am Nachmittage hörten wir in der Ferne lebhaftes Gewehrfeuer, und bei Anbruch der Nacht erschien auf der Paghöhe Popoffs Hauptmann mit seiner Truppe. Er kam zu uns herein und berichtete: „Nachdem in einem hitzigen Gefecht auf beiden Seiten etwa ein Duzend Leute kampfunfähig gemacht und Ferras mit seinem Sohne gefangen



Dann schöpfte der Mann den Eimer voll und trug ihn, dem Mädchen zur Seite schreitend, dem Hause zu.

worden waren, haben die Tscherkessen die Waffen gestreckt und sich unterworfen.“ Vorläufig war die Ruhe in jener Gegend wiederhergestellt.

Die Kompagnie bivaltierte in Oberst Orschaks Garten. Am Morgen wurden die mitgebrachten Leichen zweier in dem Scharmügel gefallener Soldaten im Walde begraben, zusammen mit dem Sergeanten, der noch vor Sonnenaufgang das Leben ausgehaucht hatte.

Nach Erfüllung dieser traurigen Pflicht marschierte

die Kompagnie ab mit den beiden als Geißeln gehaltenen Gefangenen in der Mitte, und ich schloß mich an. Von dem Obersten und seinen Damen verabshiedeten wir uns aufs herzlichste, versprechend, der dringenden Einladung folgen und bald einmal als friedliche Besucher wiederkommen zu wollen.

Ich kam nicht dazu, mein Versprechen einzulösen, aber ein Jahr später traf ich unerwartet mit Popoff in Tiflis zusammen auf einem vom Gouverneur gegebenen Ball.

Wir setzten uns auf einen Divan und plauderten über das am Fuße des Kasbek gemeinsam erlebte Abenteuer.

„Mir wird das immer eine sehr interessante Erinnerung bleiben,“ bemerkte ich.

„Für mich ist es mehr,“ lachte Popoff. „Ich bin im Sommer dort gewesen und habe mir meine Frau geholt.“

Ueberrascht schaute ich auf. „Da haben die Karten doch —“ begann ich.

„Nichtig orakelt,“ ergänzte er.

„Na, dann gratuliere ich. Barwara Petrowna ist eine Frau, auf die jeder Mann stolz sein darf.“

„So, so!“ schmunzelte er. — „Um, es steht Ihnen frei, um diese Pallas Athene zu werden, sie ist noch zu haben. — Aha, da kommt ja meine Frau. — Sonia, du wirst doch unsern alten Kriegskameraden nicht vergessen haben?“

Er hat also doch eine Heldin geheiratet, der gute Popoff, und er ist glücklich mit ihr. Die andere Heldin, Barwara, die Amazone, hatte, als ich dem Kaukasus den Rücken kehrte, noch keinen Manne die Hand zum Ehebunde gereicht.

Der Baron v. Zink.

Im Kirchzartener Thal, wo durch kornwogende Fluren und duftende Matten wie eine wilde Jungfrau die launische Dreisam hineinrauscht ins Weichbild der Stadt Freiburg, dieser Perle des Breisgaus, wo der Feldberg sein schneeschimmerndes Haupt erhebt und wie ein Vater seine Kinder die parallel mit dem Lauf der Dreisam nach Westen sich ziehenden Gebirgszüge überblickt — in dieser herrlichen, gottgesegneten Gegend lebte der Baron Zink, dessen Andenken ich diesen Aufsatz weihen möchte.

Dieser Baron rechtfertigte die Vorstellung, die man von einem solchen hat, keineswegs. Er war zwar ein ganz hübsch und normal gebauter Mann mit glänzend schwarzem Barte und dito Kopfsaar, hatte klug und treu in die Welt blickende Augen und vor allem einen sehr gravitätischen Gang. Also darin hätte er mit dem besten Freiherrn konkurrieren können. Allein seine gesellschaftliche Stellung entsprach keineswegs dem Wörtchen „von“, das er vor seinen Namen zu setzen berechtigt war. Er verfügte nicht über Haus und Hof, nicht über Schlösser und Kapitalien,

war im Gegentheil arm wie eine Kirchenmaus und verdiente sich seinen Unterhalt mit Wellenmachen.

Diese Beschäftigung genierte ihn indessen nicht im mindesten; denn nach seiner gewiß korrekten Meinung schände die Arbeit, und sei es die geringste, den Menschen nicht, wohl aber das Nichtstun.

Unverdroffen und fleißig lag dieser Mann, dessen Vorfahren einst eine hervorragende Rolle in der Welt gespielt hatten, seiner schwierigen Arbeit ob. Man würde sich indessen irren, wenn man der Vermutung Raum gäbe, daß er von der Würde seines Adels nicht durchdrungen gewesen sei. Wenn er auch Werktags bei seinem Geschäft mit Zwilchhosen, Pechschuben, einem oft gestickten Wams und einem alten Filz bekleidet war, Sonntags konnte er es hinsichtlich der Kleidung mit jedem andern Baron aufnehmen. Da trug er im Sommer wie im Winter, eine blendend weiße Hose, fein gewichste Stiefeln, eine schwarze tabellos sitzende Weste und Jacke und einen schwarzen Hut von gefälliger Form. Über die Weste legte sich eine goldene Uhrkette, und an den Fingern bligten zwei goldene, mit kostbaren Steinen besetzte Ringe, die einzigen Überbleibsel seines keineswegs großen Erbteils, von denen er sich indessen um keinen Preis der Welt getrennt hätte.

Sauber aber, wie außen, sah es auch drinnen in seinem Herzen aus. Er war trotz seiner Armut ein Edelmann im wahren Sinn des Wortes. Nie ging er in eine verrufene, gemeine Kneipe; denn das, sagte er, sei eines Edelmannes unwürdig. Nie hörte man ihn fluchen und toben, wie das andere Holz- und Wellenmacher oft tun; nie kam ein Tropfen Schnaps über seine Lippen; nie erlaubte er sich dem weiblichen Geschlechte gegenüber eine Ungezogenheit. Mäßig, korrekt, untadelig in jeder Beziehung ging er durchs Leben, alles seiner hohen Abstammung, seinem Adel zuliebe, dem er keine Unehre machen wollte. „Das ist eines Barons v. Zink und eines edeln Herrn v. Neuburg, wie ich einer bin, unwürdig,“ entgegnete er jeder Veruchung, die, gleichviel in welcher Gestalt, an ihn herantrat.

Und so, wie dieser Baron v. Zink, sollten wir alle sein. Wir alle sollten im Gedenken an unsere hohe Abkunft, an unser himmlisches Bürgerrecht uns jeder Gemeinheit fern halten. Keiner sollte von den Leidenschaften sich überwältigen lassen, wäl das dem himmlischen Adel, dem wir angehören, zuwiefer ist; keiner sollte stehlen und betrügen, weil das mit unserm christlichen Adel sich nie verträgt, weil echter Adel nicht nimmt, sondern gibt. Nie und nimmer dürfen wir mit geheimen, Leib und Seele vergiftenden Sünden uns vertraut machen, nie im Essen und Trinken unsern Lebenszweck sehen, wenn wir uns unseres Christentums, unseres höheren Adels, unserer Bestimmung nicht unwürdig erweisen wollen.

Darin, daß er seine Begierden unterdrückt, seine Leidenschaften dämpft, den Geist Herr werden läßt über das Fleisch, darin besteht des Menschen Würde. Tut er es nicht, dann sinkt er von Stufe zu Stufe, erniedrigt sich bis zum Tier und noch darunter.